

Kommentiert

Nicht überall ist's paradiesisch



Angelika Schimmel über die Willkommenskultur

Im deutschlandweiten Wettbewerb der Universitäten ist Internationalität ein wichtiges Kriterium – auch für die finanzielle Förderung durch Staat und Wirtschaft. Je mehr junge Leute aus dem Ausland an einer Hochschule studieren, um so besser ist ihr Renommee. Denn was Amerikaner oder Chinesen gut finden, kann ja wohl nicht schlecht sein. An den Jenaer Hochschulen steigt der Anteil der ausländischen Kommilitonen stetig, heute kommt etwa jeder zehnte Student aus der Fremde. Damit sie sich hier schnell wie zu Hause fühlen, organisiert man für sie Sprachkurse, hilft bei Behördengängen und Schriftverkehr, stellt ihnen Tandem-Partner zur Seite und gibt es 13 internationale Hochschulguppen, die ihnen das Einleben in die fremde Kultur erleichtern. In dieser Hinsicht scheint Jena ein kleines Paradies zu sein. Schon keine 20 Kilometer entfernt, in Eisenberg, müssen Fremde jedoch ganz andere Erfahrungen machen, wie der Student Delshad aus Syrien und Mitglieder des Vereins „The Voice“ berichten. Warum sind offenbar die einen willkommen als die anderen, die doch aus großer Not und Angst um ihr Leben von Zuhause flüchteten?

Hilfen für das „Abenteuer Deutschland“

Sietar Forum 2014 zu Willkommenskultur

Jena. „Der Fachkräftemangel ist in Deutschland ein wachsendes Problem und die Internationalität in den Unternehmen steigt“, erklärte Anita Shukla, zweite Vorsitzende von Vereins Sietar Deutschland. Mit dieser Thematik setzte sich deshalb das Sietar Forum auseinander, das jetzt an der Friedrich-Schiller-Universität Jena stattfand.

Unter dem Thema „Willkommenskultur in Deutschland – Herausforderung für Wirtschaft, Gesellschaft und Bildung“ wurden aus verschiedenen Blickwinkeln Herausforderungen und Chancen kultureller Vielfalt betrachtet. So wurde diskutiert, wie eine Willkommenskultur gestaltet werden muss und welcher Weg zielführend ist. „Jena ist für das Forum von besonderer Bedeutung, da über das Fachgebiet Interkulturelle Wirtschaftskommunikation ein direkter inhaltlicher Zusammenhang besteht“, sagte Anita Shukla,

„Menschen aus anderen Kulturen müssen in den Unternehmen akzeptiert und toleriert werden, nur dann werden sie bereit sein, sich auf das Abenteuer ‚Arbeiten in Deutschland‘ einzulassen“, erläuterte Nicole Späth, Projektkoordinatorin des Forums. Anita Shukla ergänzte: „Menschen die nach Deutschland kommen, müssen auf die neue (Unternehmens-)Kultur vorbereitet werden, um eine reelle Chance auf dem Arbeitsmarkt zu haben. Dinge wie die Gestaltung der Bewerbungsunterlagen, das Auftreten bei einem Vorstellungsgespräch oder auch alltägliche Verhaltensweisen, die in unserer Kultur als selbstverständlich gelten, können fremd sein.“

Es sind also Bemühungen aller Beteiligten notwendig, um eine internationalere Arbeitswelt zu gestalten. Viel wichtiger sei aber, dass alle Beteiligten davon profitieren.

Sietar Deutschland ist mit 600 Mitgliedern der bundesweit größte Verein für Personen die auf dem Gebiet der internationalen Zusammenarbeit und der kulturellen Vielfalt tätig sind.

Ann-Christin Schmidt

Offen, freundlich, einfach paradiesisch

Willkommen im Paradies: Ein junger Syrer berichtet von seinem neuen Leben in der Studentenstadt

Von Carsten Jentszsch

Jena. „Super“; „natürlich“ und „schön“ zählen zu Delshads Lieblingsworten im Deutschen. Wenn man sich mit ihm unterhält, trifft man auf einen aufgeschlossenen, jungen Mann, der das Leben genießt. Dass er dem Tod schon des Öfteren ins Auge sah, merkt man ihm nicht an.

Der 21-jährige Kurde stammt aus Aleppo, einer Stadt in Nordsyrien, in der seit dem Fall des Assad-Regimes 2011 Bürgerkrieg herrscht. Wegen der zunehmenden Probleme in seinem Heimatland riet Delshads Vater dem Architekturstudenten zur Flucht.

Im Januar des letzten Jahres machte sich Delshad mit den Ersparnissen seines Vaters ganz allein auf den Weg nach Europa, „um weiterzuleben“.

Von Syrien über die Türkei und Griechenland begann eine Odyssee, in der der Student, täglich um sein Leben bangen musste.

Erst abgeführt und dann beschimpft

Die Ankunft am Düsseldorfer Flughafen zählt Delshad zu einer der schlimmsten Erfahrungen während seiner Flucht. Weil er nicht in der syrischen Armee gedient hat, besitzt er keinen syrischen Pass.

Am Düsseldorfer Flughafen fiel er mit seinem gefälschten bulgarischen Ausweis auf und wurde von Polizisten in ein Hinterzimmer des Flughafens abgeführt. „Dieses Gefühl werde ich nie vergessen. Du siehst fremd aus und wirst von Polizisten abgeführt. Alle starren dich an und denken: Terrorist.“

Das Ziel, bei seiner älteren Schwester in London unterzukommen, musste der junge Delshad in Düsseldorf begraben. Stattdessen beantragte er in Deutschland Asyl. Hier kam er zunächst im Flüchtlingsheim Eisenberg unter.

Mit offenen Armen wurde Delshad hier allerdings nicht

empfangen. Zwei Monate lang sei er den Beschimpfungen und dem Fremdenhass der Mitarbeiter des Heims ausgesetzt gewesen, erzählt er.

Dass es auch anders geht, merkte Delshad, als er im Flüchtlingswohnheim Jena-Ost unterkam: „Hier haben mir die Menschen von Anfang an das Gefühl gegeben, dass ich willkommen bin.“

Jetzt als Dolmetscher für andere Flüchtlinge aktiv

Am Anfang war es für Delshad nicht leicht, allein in Jena zu leben und eine fremde Sprache zu lernen. Auch wenn er Vieles zu Anfang nicht verstand, so zeigte man sich ihm gegenüber immer „offen und freundlich“.

Durch seine Leidenschaft zum Fußball hat er bei einer Mannschaft in der Uni-Liga schnell neue Freunde gefunden. Auf dem Fußballplatz versteht man sich seiner Ansicht nach so wieso immer, egal woher man kommt.

Seit einem Jahr und fünf Monaten lebt Delshad nun schon in Jena.

In dieser Zeit hat er nicht nur viele neue Freunde gefunden, auch die deutsche Sprache fällt ihm inzwischen sehr leicht. Zur Zeit besucht Delshad täglich zwei Sprachkurse und arbeitet nebenbei als Dolmetscher, indem er syrischen Flüchtlingen bei Behördengängen sprachlich zur Seite steht.

Wenn er in seiner Freizeit nicht gerade auf dem Bolzplatz steht, macht er das, was so ziemlich alle jungen Leute in seinem Alter tun, er trifft sich mit Freunden im Café oder geht ins Kino.

Für den 21-jährigen ist Jena zu einer zweiten Heimat geworden. Nicht nur in seiner Muttersprache bedeutet Jena „Paradies“, auch für ihn selbst ist die thüringische Stadt „einfach paradiesisch.“

Ob er hier bleibt, weiß er noch nicht. Ein Studium für Maschinenbau an der Fachhochschule hält er nicht für ausgeschlossen.



Daumen hoch: Der junge Delshad aus Syrien fühlt sich wohl in seiner neuen Heimatstadt Jena. Foto: Carsten Jentszsch

Krank machende Pilze im Visier

Preis für zwei Jenaer Forscher

Jena. Die rasche Verbreitung von Ebola oder Infektionen auf Frühgeburtstationen zeigen: Die Gefahr, die von Infektionskrankheiten ausgeht, ist enorm. Diejenigen, die sich dem Kampf gegen Infektionen im besonderen Maße verschreiben, zeichnet die Deutsche Gesellschaft für Hygiene und Mikrobiologie aus. In diesem Jahr geht ihr Hauptpreis an zwei Wissenschaftler des Jenaer Leibniz-Instituts für Naturstoff-Forschung und Infektionsbiologie – Hans-Knöll-Institut: Axel Brakhage und Bernhard Hube. Der eine forscht am Schimmelpilz *Aspergillus fumigatus*, der andere an den Hefen *Candida albicans* und *Candida glabrata* – beide klären die Mechanismen von lebensbedrohlichen Pilzinfektionen auf.

Axel Brakhage, Direktor des Leibniz-Instituts, und Bernhard Hube, Leiter der Abteilung Mikrobielle Pathogenitätsmechanismen dort, lehren und forschen gleichzeitig als Professoren an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

„Ich will verstehen, warum und wie *Aspergillus fumigatus* krank macht. Hier in Jena habe ich ein tolles Umfeld aus HKI, Universität und Universitätsklinikum gefunden – ein Glücksfall“, sagt Axel Brakhage. Sein Traum, eine neue Substanz für die Therapie von Pilzkrankungen zu entwickeln, sei zwar noch entfernt, dennoch: Die Wissenschaftler des HKI seien schon einen entscheidenden Schritt vorangekommen.

Auch Bernhard Hube unterstreicht dies: „Durch unsere Forschung und die neuen Technologien sind die Einsichten heute gigantisch. Schritt für Schritt kommen wir den krankmachenden Mechanismen der Pilze näher.“ Er forscht an lebensbedrohlichen Erkrankungen durch Hefen, die das Immunsystem abwehrschwächer Patienten überwinden und so Organe befallen können. Tina Kunath

Sind Wirtschaftskrisen vorhersehbar?

Wir fragen – Experten antworten: Der Ökonom Uwe Cantner plädiert für genauere Beobachtung und Analysen der Wirtschaft



Uwe Cantner

Foto: Benjamin Grau

Jena. Dass die herkömmlichen Wirtschaftswissenschaften viele Entwicklungen nur schwer erklären oder vorhersagen können, hat sich spätestens bei der Finanzkrise gezeigt. Doch bis heute hat kaum ein Umdenken stattgefunden, die alten Theorien bestimmen weiterhin den Diskurs. Einen anderen Ansatz verfolgt die internationale Schumpeter Society, zu deren Konferenz kürzlich Wirtschaftswissenschaftler aus aller Welt nach Jena gekommen sind. Sie wollen die Wirtschaftswissenschaften neu denken und eine neue Ökonomik entwickeln. Ein Gespräch mit dem Präsidenten dieser Gesellschaft, dem Jenaer Professor Uwe Cantner, über die Notwendigkeit einer neuen Wirtschaftstheorie.

Herr Cantner, wie unterscheidet sich der Schumpetersche Ansatz von der Standard-Ökonomik?

Die heute immer noch führende Ökonomik sieht die wirtschaftliche Entwicklung nicht als einen dynamischen Prozess der Suche nach besseren Entscheidungen und Lösungen an, sondern als eine Sequenz von zu jedem Zeitpunkt optimalen Entscheidungen. Dem liegt das Bild des Homo oeconomicus zu Grunde: Die Menschen handeln hier vollkommen rational. Sie können ihren persönlichen Nutzen maximieren und haben dazu alle notwendigen Informationen über Entscheidungsalternativen und Problemlösungen. Die daraus resultierende These ist, dass Entscheidungen gut vorhersehbar sind, weil sich jeder optimal verhält. Abweichendes Verhalten wird im Wesentlichen als irrelevant erklärt. Schumpeter

wollte die Wirtschaft aus der Dynamik heraus verstehen, als eine Entwicklung, die einem ständigen Wandel unterzogen und damit höchst unsicher ist. Er ging von Akteuren aus, die nur beschränkt rational handeln. Ihre Entscheidungen sind nicht optimal, sie experimentieren eher, haben nur eingeschränktes Wissen und Können – und genau daraus resultiert die Unsicherheit über weitere Entwicklungen. Nach Schumpeters Bild sind die Menschen zwar profitorientiert, aber es kann unter Unsicherheit nicht mehr um das bestmögliche Ergebnis gehen, sondern um das für sie jeweils zufriedenstellende. Entsprechend kann es große Unterschiede darin geben, wie sie die Menschen verhalten.

Wo stößt die Standard-Ökonomik an ihre Grenzen?

Wenn man fragt: „Wie sollten wirtschaftliche Zusammenhänge formuliert sein, wenn alle relevanten Informationen unmittelbar vorhanden sind?“, dann offeriert man eine normative Theorie. Die Wirtschaft wird nicht beobachtet und analysiert,

sich mit diesen Ansätzen etwa die Finanzmarktkrise 2008 hätte vorhersehen lassen, daran wird noch gearbeitet.

Gibt es ein Beispiel für einen solchen Mechanismus?

Es gibt häufig das Phänomen, dass wenn Produkt A und Produkt B auf dem Markt sind, ab einem gewissen Schwellenwert nur noch eins der beiden erfolgreich verkauft werden kann. Wir können diesen Mechanismus vorhersagen, aber nicht, welches Produkt bevorzugt wird. Denken Sie an die frühere Konkurrenz zwischen Apple und IBM. Die beiden Computersysteme waren nicht kompatibel. Also hat ein jeder Käufer das Gerät gewählt, das in seinem sozialen Umfeld am weitesten verbreitet war. Das nennt man Netzwerkeffekte: Je mehr andere das gleiche Produkte haben wie ich, desto mehr Vorteile kommen mir zu. Sollte eines der beiden Produkte in Anzahl der Nutzer einen gewissen Schwellenwert überschritten haben, dann wird es stark bevorzugt, während das andere kaum noch gekauft wird. Bei welchem der beiden Produkte dies nun eintritt, lässt sich allerdings nicht sagen.

Warum ist die Standard-Ökonomik noch immer so verbreitet, wenn deren Vorhersagen nicht verlässlich sind?

Das ist schwer zu beantworten. Zum einen bekommt man schöne Ergebnisse, wenn man die Vorhersagen nach diesem Modell berechnet. Aber es ist auch ein selbstverstärkender Prozess. Viele Journale sind standardökonomisch ausgerichtet und wer viel publizieren und Karriere machen will, muss sich danach richten. Neue Ideen wer-

den eher an den Rand geschoben. Vergleicht man den Stand der Volkswirtschaftslehre etwa mit der Physik oder Biologie, dann wäre das so, als wenn sich die beiden Naturwissenschaften noch immer ausschließlich auf statische Vorstellungen beziehen würden. So gesehen ist der ökonomische Mainstream methodisch hinten dran.

Konnten sich bestimmte Gedanken Schumpeters bereits in der Politik durchsetzen?

Es gibt zwei Bereiche, die mir spontan einfallen. Zum einen ist das die Förderung von Forschungsnetzwerken und nicht mehr von Einzelpersonen, die sich mittlerweile durchgesetzt hat. Das ist ein Schumpeterianischer Gedanke. Das andere ist die Idee der „Smart Specialisation“: Regionen und Länder sollen ökonomisch vorankommen, indem sie sich auf ihre Kernkompetenzen konzentrieren. Also auf das, was sie besonders gut können. Das ist beispielsweise Teil der EU-Regionalförderstrategie.

Was ist das langfristige Ziel der Schumpeter-Gesellschaft?

Wir wollen die Ökonomik so umschreiben, dass sie besser mit den empirischen Fakten zusammenpasst, logisch konsistent ist und eine gute Prognosekraft hat. Auf der Tagung haben wir gesehen, wie weit wir in vielen Bereichen schon sind. Jetzt ist die Zeit gekommen, alle Ideen zu sammeln und zu konsolidieren. Jena kann hierbei eine wichtige Rolle spielen, denn wir haben hier eines der größten Zentren in Deutschland und Europa, was die Innovations- und Schumpeter-Forschung betrifft. Interview: Benjamin Grau



Axel Brakhage, Direktor des Hans-Knöll-Instituts. Foto: HKI



Der Mikrobiologe Bernhard Hube. Foto: HKI

Kompliziertes einfach beschreiben

Jena. Die Psychologin Katja Franke vom Uniklinikum Jena erhält den Klaus Tschira Preis für verständliche Wissenschaft 2014 im Bereich Neurowissenschaften. In ihrem ausgezeichneten Artikel beschreibt sie allgemeinverständlich ein Verfahren zur Bestimmung des Gehirnalters, das sie in ihrer Doktorarbeit entwickelt hat.

„Ähnlich wie wir anhand von Falten und Altersflecken recht gut das Alter eines Menschen schätzen können, dessen Gesicht wir zum ersten Mal sehen, errechnet die BrainAGE-Methode aus charakteristischen Strukturmerkmalen der Kernspinnuntersuchung das biologische Alter des Gehirns“, erklärt sie. Mit ihr lassen sich beschleunigte Alterungsprozesse im Gehirn feststellen. Damit könne frühzeitig und gezielt auf das Risiko, an Alzheimer-Demenz zu erkranken, reagiert werden.